Göttliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert

Andreas Bähr, Furcht und Furchtlosigkeit. Göttliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung; Bd. 14), Göttingen (V&R unipress) 2013, 660 S., 1 Abb., 74,99 €

Ein Jahrhundert zum Fürchten: Kaum eine Epoche in der europäischen Geschichte wurde derartig verheerend von den apokalyptischen Reitern Krieg, Pest und Hungersnot heimgesucht wie das 17. Jahrhundert. Martialisches Säkulum, eisernes Zeitalter, Jahrhundert der Angst – zeitgenössische Selbstbeschreibung und historiographische Etikettierung sind sich weitgehend einig in der Charakteristik der Zeit zwischen Dreißigjährigem Krieg und ludovizianischen Kriegen als einer Zeit materieller und affektiver Not. Zugleich ist das 17. Jahrhundert eine Zeit der virtuosen Thematisierung und Modellierung von Furcht und Angst als Gegenstände von theologischer, juristischer, philosophischer, dichterischer und autobiographischer Sprache. Bei der Frage, wie der Affekt der Furcht überhaupt zur Sprache gebracht werden kann, setzt Andreas Bährs ebenso fulminantes wie differenziert und skrupulös argumentierendes Buch an.

Furcht, so argumentiert Bähr, lasse sich nicht als »kollektive Befindlichkeit« des 17. Jahrhunderts historisieren, sondern einzig als sein »Leitkonzept« analysieren. Es geht ihm weniger darum zu zeigen, wie sehr sich die Zeitgenossen fürchteten, als vielmehr um die Semantik von Furcht und Angst als Mittel ihrer »historisch-kulturellen Selbstbeschreibungen«. Mit diesem Fokus geraten Sprachformen, Praktiken und Deutungen in den Blick, die den Affekt der Furcht geradezu als Fundament von Kultur und Gesellschaft des 17. Jahrhunderts erscheinen lassen. Furcht strukturierte die politische Ordnung, die juridische Organisation des Sozialen, die Beziehungen zu

Gott, zur Natur und zum Nächsten sowie vor allem die Konstitution des Selbst. In vier großen, vielschichtigen Kapiteln zur Religion, zur körperlichen Gewalt im Krieg und bei Folter, zur Gewalt der Natur bei Krankheit, Pest und Gewitter und zur Furcht im und vor dem Traum eruiert der Autor dieses selbst-konstitutive Potential der Furchtsemantik. Dabei kristallisieren sich drei zentrale Thesen und Befunde heraus, die sich in allen Kontexten in je eigener Ausprägung wiederfinden lassen. In inhaltlicher Hinsicht erweist sich die augustinische Unterscheidung zwischen *timor servilis* und *timor filialis* als Leitdifferenz, welche die Semantisierung von Furcht durchgängig codiert. Einer knechtischen Furcht vor Strafe, Schmerz und Leid steht eine kindliche Furcht als Ehrfurcht vor Gottes Macht und Gewalt gegenüber, durch die innerweltlichen Angsterfahrungen mit einer heilsgewissen Furchtlosigkeit begegnet werden kann. Bähr zeichnet immer wieder höchst sensibel nach, welche Möglichkeiten der Konversion von knechtischer in kindliche Furcht in zeitgenössischen Texten ausgelotet wurden. Nur wer die rechte Furcht vor Gottes Allmacht als ein unerschütterliches Vertrauen in seine Güte erfahren hatte, konnte die knechtische Furcht vor den Schrecken der Welt überwinden. Furcht und Furchtlosigkeit, so eine von Bährs Hauptthesen, wurden im 17. Jahrhundert also nicht in einer Art therapeutischem Prozess als Abfolge verstanden, sondern blieben stets aufeinander bezogen und ineinander verwoben. Gerade die zahlreichen von ihm als Hauptquellen analysierten Selbstzeugnisse erweisen sich so vielfach als Transformationserzählungen von knechtischer in kindliche Furcht, also nicht als Zeugnisse der Überwindung von Furcht, sondern vielmehr als deren Verwandlung. Die Macht der Furcht zeigte sich daher stets doppelt: als kindliche ermöglichte sie ein heilsgewisses Leben auf der Erde als eines »Schauplatzes herber Angst«, als knechtische allerdings brachte sie, so der zweite zentrale Befund, die Objekte der Furcht recht eigentlich erst hervor. Der Autor kann dies besonders eindrücklich am Beispiel der Pest und der so genannten Ungarischen Krankheit zeigen. Furcht wird hier als durchaus körperliche Disposition gefasst. Die gewaltsame Imagination, die die knechtische Furcht zu erzeugen vermochte, brachte die gefürchteten Krankheiten erst hervor.

Eng mit diesen beiden Befunden hängt Bährs zentrale These zusammen, welche diese für die Frage nach der Selbstkonstitution fruchtbar macht. Furcht konnte im 17. Jahrhundert nur aus der Perspektive der »furchtlosen Furcht« zur Sprache gebracht werden, d. h. durch ein Selbst, das die Sicherheit der kindlichen Furcht Gottes erfahren und sich zugleich erschrieben hatte. Auf diese Weise kann auch der omnipräsente Topos der Unbeschreibbarkeit und Unaussprechlichkeit von Gewalt- und Furchterfahrungen im Jahrhundert der Angst neu bewertet werden. Schreiben lässt sich – gerade in Selbstzeugnissen – von all dem nur, indem man die Bedingungen und Möglichkeiten von Furchtlosigkeit, welche die christlichen Konfessionskulturen bereitstellten, thematisierte und damit das Paradox der Beschreibung des Unbeschreiblichen als Paradox der furchtlosen Furcht fasste und seinerseits beschrieb. Und genau hier situiert Bähr auch den historischen Ort des Selbst im 17. Jahrhundert: weniger als ein Ich, das sich Gott und Welt gegenüber wusste, als vielmehr als *persona*, welche die furchtlose Furcht als ihre eigene Ermöglichungsbedingung erkannt hatte.

Die Paradoxie als Figur kennzeichnet für Bähr nicht nur die Kultur der Furcht im 17. Jahrhundert, sondern auch seine eigene historiographische Argumentation. Bähr bietet keine eindeutigen Lösungen, keine linearen Erzählungen von, beispielsweise, der Bewältigung elementarer Ängste durch Religion, sondern oftmals höchst komplexe Lektüren von paradoxalen oder zirkulären Denkfiguren. Diese immer nachvollziehbar zu machen, macht die Leistung seiner His-

torisierungsarbeit aus. Dabei gelingt es ihm an zahlreichen Punkten, gängige Forschungspositionen zu nuancieren, zu differenzieren oder zu revidieren und zugleich neue, brillante Deutungsangebote zu machen. Der Fokus auf die Furcht erweist sich auch hier als Universalschlüssel, um überraschende und überzeugende Thesen beispielsweise zur politischen Theorie des Thomas Hobbes, zur Kittsteiner'schen Entstehung des (gar nicht so) modernen Gewissens im Gewitter oder zur Methodik der Selbstzeugnisforschung zu formulieren. Diese werden dabei niemals mit rechthaberischem Aplomb vorgetragen, sondern vielfach eher indirekt und implizit als kritische Auseinandersetzung mit der Forschung. Durch das gewählte Brennglas der Furcht wird die Studie daher anschlussfähig an verschiedenste Debatten und Forschungskontexte, ohne dabei ihren ureigenen Gegenstand auch nur auf einer Seite aus den Augen zu verlieren. Für all dies findet Andreas Bähr eine Sprache von ausgesprochener Differenziertheit und teils beinahe altmodischer Schönheit, die das Buch zu einer stets fordernden, aber umso bereicherndern Lektüre macht.

Jan-Friedrich Missfelder
(Zürich/Konstanz)